

und Edelmannsinn in dem Buche, so findet sich doch der Unterhaltung Wünschende auf andere Weise entschädigt. Die fort dauernden Räthsel und Geheimnisse, auf denen die recht mannigfache, anziehende Situationen in ihrem Gefolge habende Erzählung sich fortbewegt, erhalten und erhöhen im Laufe derselben die Theilnahme des Lesers.

Der Roman — denn mit dieser Aufschrift sind wohl vorliegende Memoiren noch am richtigsten zu bezeichnen — enthält eine Vergiftungsgeschichte, die in mehrfacher Hinsicht an die berühmte La farge erinnert. Nur tritt allerdings der überaus wichtige Unterschied ein, daß Lady Ashley, die von den Geschworenen für schuldig erklärte, angebliche Vergifterin ihres Gemahls, ganz schuldlos erscheint und diesen allein der Frevel brandmarkt, durch eine schändliche Intrigue den Verdacht absichtlich auf sie hingeleitet zu haben. Der Character des Bösewichts wird im ersten Theile, S. 136 also geschildert:

„Das Ziel seines Handelns und Wirkens — das Ziel seines Lebens, schien allein die Achtung der Menschen zu seyn. Dieses Ziel zu erreichen, war ihm nichts zu gering, nichts zu abscheulich, nichts zu verworfen. In der Tugend, die er übte, sah er weiter nichts, als ein Mittel zum Zwecke.“

Die besonders auf Spannung der Erwartung angelegten Ereignisse würden von noch kräftigerer Wirkung seyn, gesehe der Verfasser sich nicht offenbar zu sehr in einer breiten Ausführlichkeit. Auch die Erzählung der geringfügigsten Umstände, die sich von selbst verstehen, pflegt dem Leser nicht erlassen zu werden. So würde, um nur ein Beispiel anzuführen, das Wesentliche der Seiten 118 bis 121 im ersten Theile auf etwa eben so viel Zeilen gebracht, völlig ausreißend gewesen seyn.

Druck und Papier sind ausgezeichnet in dem, hauptsächlich durch die treffende Darstellung der edlen Natur der Lady empfohlenen Werke.

A. Friedrich.

Gedichte von Roman Freiherrn v. Bubberg Benninghausen. Berlin, Buchhandlung des Berliner Lesecabinetts. 1842. (147 Seiten.)

Diesen Gedichten leuchtet ein reiches, warmes Herz voraus, auch sind sie einer liebevollen Mutter gewidmet, welcher der Dichter eingesteht, „in stillen Nächten manche Thräne durch seine Irrthümer gekostet zu haben.“ Aber überzeugt, daß eine Mutter leicht vergiebt und besonders

einem so gefühlvollen dichterischen Sohne, sind wir auch der oftgemachten Beobachtung eingedenk, daß junge Dichter sich gar zu gern für weniger gut geben, als sie sind. War doch Lord Byron selbst, nach seines vertrautesten Freundes Aussage, ein herzenguter Mann, der sich leider selbst an die Spitze seiner eigenen Verläumder gestellt hat.

Nachdem wir also zuversichtlich, wie alle Leser wohl gethan haben, den liebenswürdigen Dichter seiner Selbstanklage enthoben, wollen wir zu dem strengeren Gerichte übergehen, welches das, seiner Natur nach unmütterliche Publicum über Bubberg's Geisteskinder halten dürfte, und welches wir hier bescheidener Weise nur ahnen wollen.

Die Quelle seiner Lieder ist eine besondere Weichheit des Gefühls, eine innige liebende Sehnsucht, aus welcher er, wie es uns scheint, sich zu oft aufstürmet und aufspornet, wie z. B. in dem Zurufe an sich selbst: „Ich bin noch jung!“ (Seite 44) was uns mehr wie eine Mahnung an sich selbst, jung zu seyn, denn wie ein unbewusstes Ausströmen der Jugend in Goethischer oder Schiller'scher Weise vorkommt. So auch, um zum Anfang zurückzukehren, (Seite 7) in dem Gedichte: „Mein Gelübde,“ dürfte das Auftreten als Dichter ein viel zu colossales, zu trotzig hervorbrechendes Märtyrthum seyn; mehr als pindarisch niederschmetternd sind die Zeilen:

Auf ihrer Stirne, auf der edel stolzen,
Soll eine Krone ruhen, deren Gold
In der Begeist' rung höchster Bluth geschmolzen,
Die sengend mir durch Hirn und Adern rollt! (!!)
Den treffe ihres Fluches Todesbolzen,
Wer ihr im Staub' nicht schuld'ge Ehrfurcht zollt! —

So bescheiden der Dichter selbst in den letzten zwei Strophen ist, so unbescheiden macht er doch die Poesie, und schwerlich hat noch ein Dichter sie so fanatisch auftreten lassen. Der höchste Fluch, den Schlegel's Arion ausspricht, ist:

„Nie labe Schönes Euren Sinn.“ —

„Das verlorene Gebet,“ (Seite 12) ist unstreitig ein Gedicht von großer Wirkung, aber psychologisch höchst unvollkommen begründet. Nach einer neuen und schönen Schilderung des Morgens erscheint hier vor uns ein gramgebeugter Greis, der in die Andacht der Natur und seiner Mitmenschen vergebens einzustimmen versucht. Sein Gebet, welches seine fromme Mutter ihn einst ermahnte, heilig zu bewahren, hat der Unglückliche seit zwanzig Jahren verloren und sucht es eben so lange umsonst; aber wie verlor er die kostbare Kraft zu beten? Welche frevlerische That, welcher zweifelnde Gedanke